

Uf dr Stäge

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 28

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647580>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

genden Ausdruck. Denn es will nicht ausschließlich zur Andacht stimmen, dieses Spiel; wie so manches andere seiner Art und Gattung verrät es zutiefst einen so sinnfrohen, lebensbejahenden Geist, eine so kindliche Lust am Fabulieren, daß wir unwillkürlich an gewisse humorvolle Skulpturen erinnert werden, wie sie sich gleich hinter der Bühne am Münsterportal finden.

Was aber geschieht in diesem Spiel? Das Wächterhorn des Türmers ruft die alte, verschollene Kunde zu neuem Leben auf. Stimmgewaltig, selber fast ein Turm, beschwört der Türmer mit seinem Stundengefang die abgelebte Zeit. Kaum aber ist der Stundenschlag verhallt und die Figuren des Glockenspiels verschwunden, zieht mit Sang und Klang ein Trupp fahrender Leute zur Stadt herein auf den Marktplatz. Bis spät in die Nacht läßt sie, von neugierigem Volk umstanden, seine Künste spielen, bis der Hornruf des Türmers dem tollten Treiben ein Ende setzt.

Aus dem benachbarten Kloster ziehen nun Mönche über die Bühne zur Nische unserer lieben Frau, wo sie zum gemeinsamen Gebet niederknien. Voll Staunen verfolgt der junge Gaukler ihr Tun, und von einer ungekannten Kraft übermächtig ergriffen, sinkt er nach dem Abzug der Klosterbrüder vor der Himmelskönigin nieder. Und nun geschieht das Wunder, daß sich ihm die Gnadenreiche neigt und ihre goldene Weltkugel in seine Hand gibt.

Inzwischen ist der Teufel hinter einem Pfeiler erschienen. So ohne weiteres, findet er, entwiße ihm diese Beute nicht und so schreckt er die Bürger ringsher aus ihren nachtschlafenen Häusern auf. Den Gaukler, wie er immer noch zu Mariä Füßen liegt, die goldene Kugel in der Hand, schwärzt er als Kirchenräuber an. Er wird ergriffen, vor Gericht gestellt und ohne viel Umstände wird über ihm der Stab gebrochen. Eine letzte Bitte steht ihm frei; der Gaukler bittet, noch einmal vor der Madonna beten zu können. Und abermals neigt sich ihm nun diese, steigt von ihrem Sockel herab und führt ihn tanzend gen Himmel hinweg. . . Als das Volk nach einer Weile zurückkommt, findet es seinen Leichnam, mit gelösten Fesseln und in seiner Hand neuerdings die goldene Kugel. Und wie es begonnen hat, schließt dann das Spiel mit dem Stundengefang des Türmers:

Stund um Stunde geht die Zeit
mit dem Lauf der Erde.

Zukunft wird Vergangenheit
mit dem Sinn „Es werde“.

Menschen kommen und vergehn,
nur die Ewigkeiten stehn
über allen Zeiten.

S. W.

Uf dr Stäge

Hans vo Bärn

Dr Hardi isch nid eine vo de ganz große Schoupieler gsi, eine vo dene wo ihri Foto i allne Zytige chöme — aber er isch drohdäm e große, erste Spieler gsi.

I fir Stadt, i sim Theater, wo-n-är sich sit Jahr u Tag wie ne Häuplig, wie ne Chünig benimmt u gebärdet, da kenne ihn all Lüt, die sich nur irgendwie für gebildet betrachte.

U wenn eine seit: „Dr Hardi spielt hüt“, de ghört me's scho am Ton a, was das bedüet. U wenn si ne uf dr Straf — scho ume wo wntem — gseh hei, so hei si g'chütschelet: „Queg dert dr Hardi“ u mit ere stille Bewunderig hei si n'ihm nache gluegt.

Er geit fasch gäng allei, er isch nid für Gsellschaft, er würdiget nid liecht en andere. U grad das het ihm eigentlich no meh Bewunderung ytreit. Er chunnt gäng derhär wie nes Dänkmal, mi cha fasch säge wie ne imponierend Statue vo mene gewaltige, wichtige Herrscher.

Mi mueß ihm förmlich uswiche wenn er uf eim zuechunnt. Oder het je eine chönne e Statue umrenne?

Für e Hardi si alli i dr Stadt nie öppis anders gsi als: mis Publikum, mini Zuschauer.

Ach ja, sie hei ihm tattächlich e chli dr Chopf verdräiht. Ja, ds Publikum het sich a di Bewunderig für ihn e so gewöhnt, daß si gar nid gmerkt hei, daß dr Hardi alt worde isch, daß sys Spiel lang nümme das isch, was es no vor paarne Jahre gsi isch.

Doch, het einisch eine öppis gseit, so het's tönt: „Ja, das ma scho si, er isch ja nümme dr Jüngst, aber cha sich eine vo sine Kollege je mit ihm mässe — nei, 's chas keine mit ihm unföh.“

Oh je, dr Hardi het scho derfür gforget, daß keine e Bläghet het übercho. Wie mit Alderschlaue het är sini Rolle umchlammeret. Dr Regisseur gseht wohl v: Hamlet, Faust, hm, e Jüngere wär da besser am Platz. Aber dr Intendant winkt nachlässig ab. — Er het nid gärn e Aenderig, er isch froh, we sys

Theater gäng wie am Schnüerli süßerli wyter louft.

Dänkt öppe dr Regisseur, es sig e Chlinigkeit, emene Ma wie dr Hardi, e Rolle ewäg z'näh? Das würd ja ganz düttlich säge: „Jez Hardi, wird Dir ei Rolle um di anderi gnoh.“ — Aber nei, dr Intendant wott vo däm nit wüsse, ou är fälber wott halt nid gärn a sis eigene Alter erinneret wärde. Ach, löht dr Hardi spiele, bis är fälber merkt, es sig Zyt dr Platz z'rumme.

U da passiert es eines Tages, daß d'Kritik uf e Schoupieler Andres ufmerksam macht, uf dä jung blond, schlant, füllig-läbig Jüngling. Bis jez het er nume i chline Näberolle chönne ufrätte. U jez verlangt d'Kritik, mi möcht dr Andres gärn einisch inere größere Rolle gseh, denn i däm junge Wöntsch schlummeri es Talant, mi soll ihm Platz gäh, daß er si chönn entfalte, er söll einisch chönne zeige, was er fähig sig.

Dr Regisseur het förmlich g'strahlet. Het er nid scho lang immer gseit: Im Andres steckt öppis, us däm cha no einisch öppis wärde u das git einisch eine für Hardis Fach!

U di Anfrage nach em Andres i de Zytige hei sich g'mehrt. Weis Gott, was uf einisch i di Kritiker g'fahre isch, aber bald hie u bald dert het me verlangt, daß sich dr Andres i nere größere Rolle söll zeige. U da het sich dr Regisseur nümme so liecht la uf d'Syte stelle. Er het die Kritike em Intendant ordelt um d'Nase ume gribe u düttlich verlangt: „Löht jez einisch dr Andres dr Foust la spiele, i stah derfür i, daß es wunderbar wird gah, u keis Huehn u kei Guggel chräiht no einisch nach dr Foustfigur vom Hardi.“ Dr Intendant het sich innerlich förmlich gwunde wie ne Wurm. „Isch er de nid z'jung, dr Andres?“ U dr Regisseur het glachet, wie wenn er hätt welle frage: „Isch ufes Theater denn es Altersheim?“

So het dr Regisseur nid lugg glah u dr Intendant isch müed worde vom eigene Widerspruch . . . also, mira, guet, i will mit em Hardi rede.

Es isch e schwäre Tag gsi für e Intendant. Aber was dä Tag für e Hardi bedüet, oh, da mueß me scho fälber e große

Schoupieler gfi si um das chönne z'ermäße u chönne nache-z'fühle.

Im Vorzimmer wo dr Diräktion sitzt dr Sekretär Holm, chli, grau, unschynbar. Keis Wort ghört me us em Zimmer vom Intendant, aber dr chli Holm weiß, was dert inne gredt wird. Er isch ehrfurchtsvoll sogar vor di Tür gstande u het mit emene richtige Kondolanzgsicht die verschlossene Tür agluegt. Es isch ihm gfi er g'hör die beide u chönn se gseh; we me scho dryßig Jahr mitmacht, läbt me halt doch grüßeli mit.

U plötzlich geit Tür uf u dr Hardi chunnt use, höchufgredt u stolz wie gäng, ganz Königsstatue. Bitte, jek erst rächt! Ohni dr Holm e Blick z'würdige geit er dürs Vorzimmer. Aber duffe vergißt er, daß d'Vorzimmertür e eifachi Glasschybe het u daß dr Holm ihn jek cha beobachte. Allerdings cha dr Holm ja nume si Rügge gseh, aber dr Holm weis genau Bscheid, wo-n-er gseht wie's die mächtige Achse vom Hardi schüttlet wie imene Schüttelfrost. U druf gseht er wie dr Hardi mit em Naselumppe über d'Stirne fahrt, — so wie eine e menz Hochsummertag erschöpft dr Schweiß tröchnet. Zwöi-, drümal fahrt er mit em Lumppe über d'Stirne, oder, sin es d'Duge gfi? Das het dr Holm vo hinde natürlich nid chönne unterscheide, aber i däm Momänt hätt dr chli Holm nid mit em große Hardi welle taufche.

U druf geit er d'Stäge ab.

Oh, es isch mänglich viel schwärer, e Stäge abe z'gab als use z'hob. U zu allem chunnt ihm jek no dr Andres uf dr Stäge etgäge. Liecht, wie mit Flügel isch er unde use cho. Kunststück!

Dr Regisseur het ihm scho ne Wink gäh gha, warum ihn dr Intendant well spräche.

Em Hardi syni Lippe si schmal worde, wo-n-er dr Andres gseh het. Un em junge Andres het's plöghlich g'jußt im Balg. Rei, dr Andres isch absolut nid bössartig gfi, aber mi darf nid vergäße, dr Hardi het ne halt gar lang ume e so über d'Achse agluegt, wie wenn er ume e Schuehpuger wär, u das vertreit halt d'Juget schlächt. Dr Andres het nume welle adüte: mir si nämlich Kollege, Herr Hardi, mi chönnt sich öppe so im Verbigah es fründlichs Wort gäh, es fründlichs Nicke, es isch kei Muur zwüschen üs meh, nid wahr, Herr Hardi?

U so blibt är uf dr Stäge stah u luegt em Hardi fründlich lachend entgäge. Dr Hardi bewegt chum dr Chopf, verzieht kei Miene. Dr Andres tuet dergliche, er beachti di chalti Behandlig gar nid, er lächle wyter u mit em Chopf liecht nach em Zimmer vom Intendant wysend fragt er, — ganz harmlos tönt's u doch isch es wie ne Dolchstoß —: „Git's öppis Neus?“

Hardis Blick wird yfig. Er steit still u musteret dr Andres vo obe bis unde, fesch nydlich luegt er uf die jugedfrüschli Gestalt: „Deppis Neus?“ wiederholt er halblut, u sini Muulegge hei sich tief abe zoge. Und, dr Fueß scho wieder i dr Luft um ihn uf die nächsti, uf die unteri Stuefe z'ßeke, seit er langsam: „Mit wyters, junge Ma, als daß Dir ufeganget und i abeftyge.“

U höherhobenen Houptes geit er am Andres verby d'Stäge ab.

Höfen bei Amfoldingen

Dieser Tage sind 400 Jahre verflossen, seitdem die Gemeinde Höfen besteht. Im Mittelalter bildete Amfoldingen mit Höfen und Stocken eine Gemeinde, die dem Chorherrenstift Amfoldingen unterstand. Die Stiftskirche besaß auch auf der burggekrönten Höhe und im Stockental viele Güter, die an freie Bauern verpachtet waren. Die Wälder und Allmenden blieben im gemeinsamen Besitz des Stiftes und der „Bursame“. Kurz nach der Reformation erhob sich zwischen den Dorfleuten und den Hofleuten eine Streitigkeit wegen der Allmendnutzung. Die Hofleute, die Ansiedler auf den Moränenhügeln zwischen Amfoldingen- und Lebeschisee einerseits und dem Stockental andererseits, reichten Klage ein. Am 31. Mai 1530 entschieden der Schultheiß und der Rat der 60: Die Dorfleute haben übel appelliert, aber die Hofleute sollen nicht mehr Vieh auf die Allmend treiben, als sie mit eigenem Heu wintern können.

Nachdem die Gemeinde Amfoldingen auch die an den Staat und später an Moriz Eckhard übergegangene ideelle Hälfte der Weiden und Wälder erworben hatte, entstanden neue „Spän“. Schultheiß Brenzikofer, die Ratsherren Khör und Fischer und der Großweibel Lörtcher aus Thun und die Statthalter Surer von Steffisburg und Rupp von Hilterfingen wur-

den zu Schiedsrichtern berufen. Offenbar fand die Kommission trotz einem Augenschein lange keinen Ausweg. Um beide Parteien zu befriedigen, zog sie einfach von der Niedere weg dem obern Kalberweidweg entlang bis zum Margeltürli eine neue Marke und entschied am 30. Mai 1539: Alles Gebiet oberhalb und bergwärts der beiden Seen gehört den Hofleuten, alles Areal zwischen den Seen und der Rander verbleibt den Dorfleuten. Die Niedere, der Berg, das Burggut, der Speckwald, die Ristleren, die Schindleren, die Hofallmend usw. sollten den Hofleuten belassen werden. Dagegen blieben die Wegrechte, das Tränkrecht des Burgguts und der Fichsammler und die Garnbenki Eckhards vorbehalten. Die Hofleute hatten die Kosten des Augenscheins und des Spruchs zu bezahlen und die Dorfleute mit 100 Pfund zu entschädigen. Seither hat sich die fast eine Stunde lange einstige Bäuert, die leider im historischen Lexikon nicht erwähnt wird, zu einem blühenden Gemeinwesen entwickelt. Vor 75 Jahren fand die Ausscheidung zwischen Bürger- und Einwohnergemeinde statt. Erstere behielt die Wälder, während die Hofallmend zur Aufteilung gelangte. Sonderbarerweise ist nirgends verurkundet, wie die Hochwälder gegen das Stockhorn hinauf verteilt worden sind.

Von alten bernischen Münzen

In einem im Jahr 1774 gedruckten Reisehandbuch waren im Bernbiet folgende Münzen kursfähig: Bernische und französische Louis d'or, die mit 6 Kronen und 10 Bagen verrechnet wurden, vierfache, doppelte und einfache Dukaten, französische Laub- und Federtaler, spanische Säulentaler, oder Piaster, 10- und 5-Bagenstücke, Zehnkreuzer, Einbähler, Halbbähler, Kreuzer und Vierer. Daneben wurden auch holländische und Kremmizer Dukaten zur Zahlung angenommen. Ein Thaler hatte 30 Bagen, eine Krone 25 Bagen, ein Gulden oder Florin

15 Bagen. Noch lange nach der Revolution, als die Zwanzigfrankenstücke das Bild Napoleons trugen, hörte man das Wort Louis d'or. Auch das Wort Fünfliber ist geblieben (5 Livres oder Pfund). 1 Pfund oder lb hatte 20 Schilling à 12 Pfennig und eine Krone 25 Bagen à 4 Kreuzer. 3½ Pfund verrechnete man als Krone oder ein Pfund als 7½ Bagen. Der Neuthaler wertete 4 Livres oder Bernfranken, so daß 16 Livres de Suisse dem Schild-Louis d'or oder Carolin gleich kamen.

* * *